



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fürstengymnasium, zwei Oberlehrer von einer höhern Töchterchule unter den Gestalten, den Kommerzienrat Treibel nicht mit gerechnet, der auch fürs Leben gern zitirt. Wir können Unrecht haben, aber wir meinen, die Grundstimmung, aus der „Grote Minde“ und „Vor dem Sturm“ hervorgingen, hätte derartiger Geschmacklosigkeiten nicht gestattet.

Daß der Traum poetischer „Unsterblichkeit“ auf immer kürzere Fristen zusammenschrumpft, mag mit dem vielzitirten Ende des Jahrhunderts zusammenhängen, aber Geistreichigkeiten, die in zehn Jahren keiner mehr lesen kann, ohne den Mund bis an die Ohren zu verziehen, gönnen wir andern Schriftstellern, als dem prächtigen und tüchtigen Fontane. Im übrigen bleibt es gewiß: wenn einmal der Drang, bittere Wahrheiten zu sagen, die Lust an fröhlicherem Fabuliren verdrängt hat, so sind diese Wahrheiten der Menschengattung gegenüber am besten am Platze, der die Frau Kommerzienrätin Jenny Treibel angehört.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Ausstand der Vergleute geht uns von einem gut unterrichteten Mitarbeiter noch folgendes zu: Der Verfasser des Artikels in Nr. 5, dessen Bedenken gegen die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues ich teile, legt der ersten Hälfte seiner Ausführungen die Angaben der Bergbehörden zu Grunde. Um ein richtiges Urteil über das Ereignis zu gewinnen, müßte man aber auch den andern Teil hören. Das ist nun für den Fernstehenden einfach unmöglich. Beim großen Ausstand von 1889, wo sich der Kaiser persönlich der Vergleute annahm und die Zentrumsparthei einerseits noch halb Oppositionspartei, andererseits der Gefolgschaft der katholischen Vergleute noch sicher war und die Gelegenheit, die Partei der rheinischen Großindustriellen zu schwächen, willkommen hieß, da brachten die meisten großen Zeitungen die Beschwerden der Vergleute zur Kenntniß des Publikums. Diesmal waren die Streikenden von Gott und der Welt verlassen. Die Regierung hat eine Schwenkung halb rechts gemacht, die Zentrumsparthei ist Regierungspartei geworden und ist außerdem empfindlich darüber, daß sich die heranwachsende „Kulturkampfsjugend“ des Saarreviers nicht viel aus Pfarrern und Kaplänen macht, und so sind längere zusammenhängende Berichte, die den Verlauf der Sache im Sinne der Vergleute dargestellt hätten, in keinem den Ausstandsgebieten fernstehenden Blatte erschienen, nicht einmal im Vorwärts. Erst später hat das Hauptorgan der Sozialdemokraten angefangen, seine Leser durch Abdruck längerer Berichte und Aktentücke aus Blättern der beiden Ausstandsgebiete etwas genauer zu unterrichten. Weder ein ultramontaner noch ein sozialdemokratischer Abgeordneter hat diese Ausstandsgebiete besucht, um die Lage mit eignen Augen zu prüfen. Die spottbillige Berliner Morgenzeitung, die in 140 000 Exemplaren in allen Teilen Deutschlands verbreitet ist und mit demokratischem Röder für die Deutschfreisinnigen fischet, hat eine

Anzahl interessanter Zuschriften von Bergleuten und Bergmannsfrauen gebracht. Darin wurde u. a. behauptet: die von der Bergbehörde angegebenen Löhne seien zwar im Oktober noch gezahlt worden, seitdem aber nicht mehr; außerdem werde der nominelle Schichtlohn durch allerlei Abzüge um durchschnittlich eine Mark vermindert. Eine Bergmannsfrau behauptete, und einige arbeiterfreundliche Berichte, die sich trotz grundsätzlich ablehnender Haltung in die Zentrumsorgane eingeschlichen hatten, bestätigten es, daß die Löhne, die nach der neuen Arbeitsordnung den Schleppern und Lehrhäuern gezahlt werden sollen, kaum zu dem Unterhalt hinreichen, und daß die Eltern durch diese ihren Kindern auferlegte Lohnkürzung der Möglichkeit beraubt würden, die Schulden zu bezahlen, die sie gemacht haben, solange die Kinder klein waren. Ein Bergwerksdirektor entgegnete dann in einer sehr unklaren Zuschrift an die Berliner Morgenzeitung, die Leute hätten die Bestimmungen über die Lehrhäuer mißverstanden. Über diesen Punkt sowie über die andern angefochtenen Bestimmungen der neuen Arbeitsordnung und über den Sinn der Wölklinger Beschlüsse, deren Wortlaut ich gelesen habe, ins klare zu kommen, ist auf Grund des bis jetzt vorliegenden Materials rein unmöglich. Man wird also, ehe man ein abschließendes Urteil fällt, den weiteren Verlauf der Dinge, der hoffentlich die vollständige Aufklärung bringen wird, abwarten müssen.

Einstweilen steht soviel fest, daß die allgemeine gedrückte Lage, die die untersten Schichten natürlich am stärksten empfinden, einen wesentlichen Anteil an dem unklugen Entschlusse der Bergleute gehabt hat. In der Reichstags Sitzung am 14. Januar sagte der Sozialdemokrat Dreesbach u. a.: „Es ist bekannt geworden, daß Herr von Stumm beim Handelsminister vorstellig geworden sei und eine Herabsetzung der Preise der Kohlen um 50 Pfennige pro Tonne gewünscht habe, andernfalls könne sein Werk nicht mehr bestehen, und er müsse es von Neunkirchen nach Lothringen verlegen. (Hört! hört!) Der Handelsminister ist auf die Forderung zwar nicht eingegangen, hat aber eine Herabsetzung [des Preises] der Rotzkohlen um 50 Pfennige bewilligt. Mit dieser Herabsetzung ging eine Herabsetzung der Arbeitslöhne Hand in Hand, und da erfolgte der Streik. (Abg. Bebel: Stumm Aufseher!)“ Widerspruch ist gegen diese Angabe nicht erhoben worden. Der Staatssekretär von Württemberg erwähnte sie in seiner darauffolgenden Rede nicht, wenigstens den Zeitungsberichten nach. Diese verzeichnen am Schlusse der Sitzung: „persönliche Bemerkungen der Abgeordneten von Stumm, Hise, Dreesbach und Bebel“; hätte Herr von Stumm die fragliche Angabe berichtet, so würden das die Zeitungen schon mitgeteilt haben.

Die Gesellschaft. Die Grenzboten haben schon öfter ihr Urteil über die Bestrebungen und Leistungen des naturalistischen „jüngsten Deutschlands“ ausgesprochen. Sie gehören zu den Alten, denen das Schöne in Form, Gedanken und Sitte nicht als überflüssig oder gar als veraltet, sondern als das Wesen der Kunst erscheint. Und zwar nicht das Schöne einer gedachten Welt, sondern dieser wirklichen Welt, die davon jedem eine Fülle bietet, der nicht mit verdorbnem Geschmack kostet. Wir könnten die naturalistische Genossenschaft ruhig ihren Namen ablegen, Selbstberäucherungen, Messias Hoffnungen und ihrem Kagenjammer überlassen und es ruhig abwarten, daß sie um so schneller abwirtschaftet wird, je toller sie es treibt; aber es giebt Dinge, an denen man nicht ruhigen Blutes vorübergehen kann. Zu diesen Dingen gehört die neueste Nummer der „Gesellschaft.“ Wir wollen diesen raren Vogel aus Thor nageln.

Ohne die übrigen Mitteilungen des Heftes etwa billigen zu wollen, haben

wir drei Aufsätze hervor, die wir durchaus mißbilligen. Erstens: Niemand kann zween Herren dienen, evangelische Erzählung von M. G. Conrad. Hier wird der Druck der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auf das arme jüdische Volk zur Zeit Christi geschildert. Der junge Rabbi tritt auf. Man fragt ihn: Haben die Recht, die dem Staate groffen, weil nun einmal nach der Ordnung der Dinge ihr Leben Sorge und Mühsal birgt? Der junge Rabbi aus Nazareth antwortet: Niemand kann zween Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Dann folgt die bekannte Stelle aus der Bergpredigt, die vom Sorgen, von der Lilie auf dem Felde und dem Sperling unter dem Himmel handelt. Und die Menge der Hörer sperrt den Mund auf, denn sie ist bezaubert von der Musik dieser poetischen Rede. Ja, ruft ein Phariseer, ist es Recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Dann folgt die Stelle aus dem 22. Kapitel des Matthäus, wo sich Christus die Zinsmünze geben läßt und gebietet: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Das Volk bewundert den Witz der Antwort und giebt jubelnd das Schlagwort weiter. Die Phariseer gestehen, daß sich der junge Nazarener überaus fein aus der Schlinge gezogen habe, und dieser verschwindet spurlos. Am Abend aber tritt ein Unzufriedener auf den Marktplatz und verkündet allen, die es hören wollen: das sei nicht der rechte Nazarener gewesen, sondern ein Betrüger, der das arme Volk mit schönen Sprüchen und geistreichen Wizen täuschen wolle. Aber niemand glaubt ihm.

Der Sinn der Geschichte ist der: Jesus war ein Betrüger, da er sich zwar volksfreundlich stellte, aber die bestehende Staatsform anerkannte, da er zwar sagte, niemand könne zween Herren dienen, aber neben Gott doch den Kaiser als Herrn bestehen lassen wollte. Eine solche Auffassung, eine solche Mißhandlung geschichtlicher Personen ist nur innerhalb des sozialdemokratischen Gedankenkreises möglich.

Was hier der Herausgeber im Bilde andeutet, spricht er weiterhin in einem Gedichte mit der Überschrift: „Horch wir toben!“ unverhüllt aus. Man lese folgende Stelle:

Zinsflave ist der Arme oder Höriger der Industriellen.
Grundlos, wie fliegende Spreu, hängt in der Luft
Das Leben des auf der festen Scholle Geborenen,
Schnappend nach kargem Erwerb, ein elend Dasein zu fristen,
Von der Hand in den Mund.
Was bestürmt ihr Gott mit bitteren Klagen und Fragen
Und schreit zum Himmel?
Kehret zur Erde zurück, zum heiligen Boden,
Kämpft bis aufs Blut um der Urväter Besitz,
Um die Reinigung der entweihten Scholle,
Daß eine neue Gemeinschaft (!) auf Erden euch sichere
Trautes Heim und tägliches Brot in Freuden und Ehren.

Dies also ist der politische Standpunkt der Gesellschaft: die Sozialdemokratie. Der Herausgeber wird es vielleicht ablehnen, Sozialdemokrat zu heißen, und sich Bodenreformer nennen. Aber das ist hier dieselbe Couleur in Grün.

Sehen wir uns nun den künstlerischen Standpunkt an. Zum Exempel diene „Der Selbstmörder“ von Hans Fischer. Die Geschichte fängt mit dem Ende an. Es ist so gekommen, wie es kommen mußte. „Er hat sie geschwängert.“ Er ist Chemiker, ein roher Patron, der flucht und schimpft und sich etwas darauf zu gute thut, mit fünfundzwanzig Jahren kein Kapaun zu sein. Wer sie eigentlich ist, erfährt man nicht, man kann es aber aus folgender Liebeszene schließen: Zimmer wieder strich sie über seine Hand. „Ja, Fritz, Elsbeth ist mutig, furchtbar mutig.“ Er küßte sie schweigend auf die Stirn. Er konnte nicht sprechen. Sie küßte seine

Hand, und mit einem schwachen Versuche zu lächeln fragte sie: „Was ist Elisabeth?“ Stürmisch preßte er sie an sich. „Mein Alles! Alles!“ — „Mehr?“ — „Mein Engel.“ — „Noch mehr!“ — „Mein Herzensschatz!“ — „Un mein?“ — „Mein Liebling!“ — „Un? ...“ — „Mein Weib!“ Da blickte sie froh auf. „Bitte, noch mal!“ — „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib.“ Er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Noch!“ Er küßte sie wieder.

Nicht wahr, prachtvoll, ein Realismus — großartig! Darauf geht sie ihren Eltern durch, sucht ihren Chemiker in dessen Wohnung auf, und dort schießt er sie und sich tot, weil er nichts gelernt hat, um sie zu ernähren, und weil er den Widerspruch seiner Eltern fürchtet.

Der Selbstmord spielt eine große Rolle im Haushalt der Materialisten und Deterministen. Da eine Änderung im Laufe der Dinge unmöglich ist, da es einen Willen, eine Verantwortung nicht giebt, so bleibt eigentlich nichts weiter übrig, als „den Saß ablegen,“ der nicht geraten ist, und zu erwarten, daß die Natur später einmal einen bessern Saß liefern werde. Dieses Lied hat seiner Zeit Schopenhauer vorgesungen, jetzt singen sie es im Chore nach. Künstlerisch ist der Selbstmord nur schwer zu verwerten, er ist nur dann erträglich, wenn er die einzig mögliche Lösung darstellt, wenn der Held den letzten Rest seiner Kraft verwendet hat. „Sedda Gabler“ schießt sich tot, weil sie in unlösliche Schlingen gefallen ist, und weil ihr ihre Selbstachtung verbietet, weiter zu leben. Das verkehrte dabei ist, daß in dem Ibsenschen Stücke dem Selbstmorde der Schein der Schönheit gegeben werden soll. Der Selbstmord bleibt stets häßlich. Der Selbstmörder Fischers ist ein dummer Junge, der nicht einmal den Versuch macht, die Folgen seines Leichtsinns auf sich zu nehmen. Erst wird gedankenlos die Dummheit begangen, und dann wird ebenso gedankenlos das Leben weggeworfen. Solche Dinge kommen allerdings vor. Quartaner haben sich erschossen, weil sie nicht versetzt wurden, andre sind ins Wasser gelaufen, weil sie sich geärgert haben, noch andre haben sich aufgehängt, um andre zu ärgern. Aber ist man berechtigt, jede Dummheit zum Gegenstande einer Dichtung zu machen? Photographische Treue genügt nicht einmal zu einer Photographie, viel weniger zu einem literarischen Bilde, das den Anspruch erhebt, künstlerisch zu sein. Auch bei realistischer Zeichnung muß das Allgemeingiltige die Grundlinien bilden. Der Leser muß sich und seine Welt in dem Bilde wiederfinden können. Was geht uns die Geschichte eines Knotens wie dieses Selbstmörders an, die frivol anfängt und brutal endigt?

Und nun die sittliche Stellung der „Gesellschaft.“ Das nächste Stück des Heftes trägt die Überschrift „Erotika,“ Skizze von Valentin Traudt. Was auf diesen zwei Seiten geschrieben ist, ist unerhört, es ist das abscheulichste, was je zu Papier gebracht worden ist. Es ist unmöglich, die Sache auch nur anzudeuten. Und so etwas darf jetzt gedruckt und auf den Markt geworfen werden! Der gute Zola mit seinen Unzweideutigkeiten wird unsittlich genannt, seine Bücher werden verboten. Wir wollen den Schmutz, den er aufrührt, nicht loben, aber das ist unverkennbar, Zolas Art verhält sich zu dieser wie die — Unbefangenheiten des Arztes zu denen des Wüßlings. Die Kunst darf hier nicht als Beschützerin angerufen werden. Wir merken nicht eine Spur von Kunst, nicht einmal die einer geschickten Verschleierung. Die Naturalisten halten es für erlaubt, solche Dinge zur Sprache zu bringen, sie sind ja natürlich. Ja sie rühmen sich ihrer, als wenn es Äußerungen urwüchsiger Kraft wären. Wir sind nicht dieser Meinung. Wir finden in diesem ewigen Sichwälzen in lüsternden Phantasien nicht die Zeichen gesunder Natur, sondern die der Entartung, nicht männliche Kraft, sondern Krankheitserschlei-

nungen, die in das große Kapitel der Hysterie gehören. Aber hat man denn keine Scham, kein Gewissen mehr? Nein. Man befindet sich „jenseits von gut und böse.“ Es giebt ein solches Jenseits, aber es ist nicht das Gebiet höhern Menschentums, es ist das Gebiet des Tierreichs.

Mit solchen Dingen beglückt uns die „Gesellschaft.“ Schöne Gesellschaft!

Romandeutlich. Die Ansprüche, die man in Bezug auf Richtigkeit und Schönheit der Sprache an die Mehrzahl unsrer illustrierten Wochenschriften stellt, sind nicht eben groß. Man bescheidet sich damit, daß der Leserkreis, an den sie sich meist wenden, selbst nicht immer besonders feinsüßig ist und, wie es das Bedürfnis nach flüchtiger Unterhaltung mit sich bringt, in der Regel über Verstöße hinwegliest. Das „Daheim,“ der Name sagt es ja schon, will aber überall heimisch sein, es ist auch tatsächlich und teilweise mit Recht beliebt in vielen Kreisen, und da sollte doch die Redaktion etwas sorgfamer bestrebt sein, wenigstens grobe Verstöße auszumerzen. Daß sie das nicht thut, zeigt die Nr. 14 ihres Blattes, die mit einem neuen „Roman“ eines Herrn Joachim von Dürow (Verfasser von „Auf Befehl seiner Hoheit“ und „Suchhe“) beginnt. Wir übergehen eine Reihe leichterer Versehen und führen nur folgende an, die gleich die ersten zwei Spalten (die Einleitung) verunzieren:

Spalte 1, Zeile 4 und 5: als der Kurfürstenhut noch die Stirn der Könige deckte.

Der Hut (be=?) deckte also die Stirn, nicht den Kopf; es war der Kurfürstenhut, der die Stirn der Könige noch bedeckte; Könige waren sie also bereits, aber sie mußten sich noch mit dem Hute der Kurfürsten begnügen.

Spalte 1, Zeile 9 und 10: die Fassade des Herrenhauses mit den zahlreichen in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Man pflegt wohl von zahlreichen Fenstern, von langen oder vielen Fensterreihen zu sprechen, zahlreiche Fensterscheiben aber sind in diesem Zusammenhang etwas neues. Da es vermutlich die runden Buzenscheiben sein sollen, so wäre ihre große Zahl überdies nicht eben verwunderlich.

Spalte 1, Zeile 17: Um das Jahr 1827, dem Beginn unsrer Erzählung.

Spalte 1, Zeile 23: samt seiner vier Vorwerke.

Spalte 1, Zeile 24 und 25: vor der die Hütte physisch und moralisch am tiefsten gezogen wurden.

Eine ganz neue Art, diese physischen und zugleich moralischen Hütte. Oder war der Zug moralisch und physisch? Selbst dem geistreichen Verfasser dieses Unsinnis wird die Wahl schwer werden.

Spalte 1, Zeile 26 bis 28: Als die Mutter eines Sohnes u. s. w. hätte man erwarten dürfen, daß sie —

Spalte 2, Zeile 1 bis 3: Sowohl dem Familiengebrauche, wie der eigenen fast fanatischen Hineigung zum Militärstande entsprechend, hatte man —

Hoffentlich neigte nicht die Mutter selbst so fanatisch zum Militärstande.

Spalte 2, Zeile 8: so hatte doch der Grundbesitz wenig materiellen wie moralischen Werth.

Inwiefern der Grundbesitz in Ostpreußen Anspruch auf moralischen Wert zu erheben berechtigt ist, vermögen wir nicht zu ergründen.

Mit dem Beginn der eigentlichen Geschichtserzählung bessert sich die Schreibweise des Verfassers. Ist Joachim von Dürow nur der bilderreichen und beschreibenden Darstellung, wie sie gewöhnlich für die Einleitung solcher Erzählungen gewählt wird, nicht ganz mächtig?

Meterzentner, was ist das für ein Ding? Vielleicht ein Zentner, der einen Meter lang, breit und hoch ist? Die in der Mechanik üblichen Ausdrücke Fußpfund und Kilogramm-meter haben ihren guten Sinn; sie bezeichnen eine Arbeitsleistung, bei der ein Pfund, ein Kilogramm einen Fuß, einen Meter hoch gehoben wird. Aber das darnach gebildete Wort Meterzentner, das hundert Kilo bedeuten soll, hat weder Sinn noch Berechtigung. Die meisten deutschen Zeitungen haben es denn auch längst mit dem richtigen Worte Doppelzentner vertauscht; nur die Österreicher, die es für etwas besonders feines zu halten scheinen, gebrauchen es pietätvoll weiter.



Schwarzes Bret

Der Kaiser traf in bestem Wohlsein aus Rauden hier ein. Während der gestrigen Morgenstunden arbeitete der Kaiser zunächst längere Zeit allein und erledigte Regierungsangelegenheiten. Am Vormittage um elf Uhr empfing der Kaiser zum Vortrage den Chef des Generalstabes Grafen v. Schlieffen II sowie daran anschließend (!) General v. Fahnke. Später nahm der Kaiser alsdann (!) noch eine Reihe militärischer Meldungen entgegen.

In solchem Deutsch berichten die Zeitungen täglich über unsern Kaiser. Ihn einmal durch ein persönliches Fürwort zu bezeichnen, scheinen sie für Majestätsbeleidigung zu halten.

Fremdwörter sind unter Umständen selbst in der Politik bedenklich, obwohl sich diese als die höchste Weisheit unsrer Tage über solche Kleinigkeiten oft ungestraft hinwegsetzen kann. Vor einigen Tagen lasen wir im Vorwärts eine wohlverdiente Abfertigung, die sich die „hochoffiziöse, bezw. freiwillig gouvernementale“ Norddeutsche Allgemeine Zeitung gefallen lassen mußte. Der Vorwärts druckte folgenden netten Satz der Norddeutschen ab: „Konstanz und Weiterentwicklung der modernen Kultur hängen wesentlich davon ab, ob und wie lange der Technik das erforderliche Brennmateriale zur Verfügung stehen wird, um die bewegende Kraft zu erzeugen.“ Dazu bemerkte er: „Also hebt Pinders neuester Zeitartikel an. Wer versteht's? Wir ahnen bloß, daß gegen die arme Stadt Konstanz irgend etwas Fürchterliches geplant wird.“

Die Herren thäten gut, der bösen Sozialdemokratie die Arbeit nicht so leicht zu machen!

Roman von zwölf Autoren

Ein poetisches Werk von zwölf Autoren? — Es machten

Kein poetisches Werk all die Autoren bis jetzt!

* * *

Sage, wie würdest du, Freund, das volkswirtschaftlich bezeichnen?

Ich? Als Makulaturgroßbetriebsaffoziation.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig